



Kreativ schreiben!

Sommersemester 2020

Das Schreibzentrum der LMU unterstützt Studierende und Promovierende
bei ihren Schreibprojekten.

Egal ob Hausarbeit, Essay, Thesenpapier oder Dissertation: Ziel ist es, Kompetenzen des akademischen und professionellen Schreibens und Lesens zu stärken. Mit dem Kurs „Kreativ schreiben!“ –erfunden und mit jedem Semester weiterentwickelt von Dr. Daniel Graziadei und Carina Eckl –geht das Schreibzentrum über sein übliches Programm hinaus und bietet 12 ausgewählten Studierenden die Möglichkeit mit verschiedenen Dozierenden verschiedene Aspekte des kreativen Schreibens auszuprobieren und zu üben.

Schreiben darf Spaß machen und Freude bereiten! Der Kurs „Kreativ schreiben!“ möchte praktische Erfahrung im kreativen Schreiben und im Feilen am Geschriebenen bieten. Die Referenten des Kurses sind Autor*innen und Schreibtrainer*innen. Im Sommersemester 2020 führte „Kreativ schreiben!“ die Teilnehmer*innen von der schreibenden Selbsterfahrung über ein Kreativitätstraining, eine Sitzung zu Lyrik, einen Poetry-Slam Text, einen Prosatext und Schreiben fürs Hören bis hin zum Höhepunkt des Kurses: einer eigenen Lesung, bei der jede/r Teilnehmer*in einen aus dem Kurs entwickelten Text vortrug.

Inhalt

Vor.Wort	4
Frühstück.....	6
Weg in die Freiheit.....	9
& wenn ich.....	9
Unser Ort.....	14
Ohne Titel.....	16
Rot sehen.....	19
& Der Fall	19
Shitshow.....	21
& Female Dystopia	21
Champagner und Feuerzeug.....	24
Niederschlag.....	27
& Lange Leistung.....	27
Sex mit StreuseIn.....	30
Pedal Point	31
& Mordfriedhof.....	31
Traum.....	34
& 4930/ WALD.....	34

Vor.Wort

Eine Broschüre des Kurses „Kreativ schreiben!“ im Sommersemester 2020 ??!

Ein kleines digitales Wunder, könnte man meinen.

Schließlich haben wir uns in keiner einzigen Sitzung offline und ‚in echt‘ getroffen, sondern stets auf einer digitalen Plattform synchron konferiert und auf einer weiteren asynchron zusammengearbeitet.

Für uns Dozenten war dies eine neue Herausforderung, die Umstellungen und Mehraufwand mit sich brachte. Ich möchte daher den Dozent*innen des Kurses „Kreativ schreiben!“, Tatijana Milovic, Carina Eckl, Sabine Magnet, Suzanne Petzoldt, Thomas Lang und Constanze Alvarez, sehr herzlich für ihren Einsatz und ihre Flexibilität danken.

Aber auch für die Teilnehmer*innen war es keineswegs einfach, schließlich mussten sie sich zu einer Gruppe zusammenfinden, ohne sich vorher oder nachher noch unterhalten und austauschen zu können. Die ausgewählten Studierenden, die diese 5. Auflage des Kurses besuchen durften, waren allerdings derart diszipliniert bei der Sache, dass – trotz der organisatorischen, technischen und emotionalen Hürden, die die Pandemie und die einhergehenden Maßnahmen verursachten – eine tolle Dynamik, viele spannende Diskussionen, sehr heterogene und sich entwickelnde Texte, eine gelungene Abschlusslesung und diese digitale Broschüre entstehen konnten.

Daher möchte ich genauso allen Teilnehmer*innen herzlich für ihr Verständnis, ihre Geduld und ihre Kreativität in pandemischen Zeiten danken. Es ist keineswegs selbstverständlich, dass man und frau unter diesen Bedingungen einen Kurs zum kreativen Schreiben erfolgreich abschließt.

Auf den nun folgenden Seiten finden sich Texte auf Deutsch und auf Englisch, die teils lyrischer, teils prosaischer, teils dialogischer Art sind und in zwei Fällen auch in Kombination mit Fotografien entstanden.

Es bleibt mir an dieser Stelle nichts weiter, als Ihnen eine gute Lektüre zu wünschen.

Genießen Sie die Intensität der Gefühle und das Sprachspiel, das Sie auf den kommenden Seiten erwartet!

Frühstück

wenn ich morgens aufstehe, ist es draußen noch grau und die Elfenmüllabfuhr noch im vollen Gang, den Morgentau auf jeden einzelnen Grashalm zu sprengeln. ich kann sie hören, wie sie in ihrem Blätterzweigeaufräumobil an meinem Fenster vorbeituckern (denn ich wohne im Erdgeschoss und mein Zimmerfenster geht über den Balkon zur Straße hin) und wie der etwas rundlichere Elf hinter dem Wagen herhopst als hätte er nervöse Zuckungen und wie er den Tau mithilfe einer Reisigrute mit baumelnden, fingerhutgroßen Messingeimerchen auf dem Gras verteilt, als würde er Kerzen verlöschen. Sein länglicherer Begleiter mit der immer säuerlichen Miene hockt hinten auf dem Treppchen zum Laderaum des Lasters und lässt, griesgrämig, seine Fingerhutrute lustlos über das Grün streichen. Die beiden verstehen sich nicht so gut, wobei, der rundliche Elf weiß das, glaub ich, nicht, oder aber es kümmert ihn wenig, aber sie sind meine Wecker jeden Morgen, außer Dienstag, da ist Ruhetag. und ich habe meine Augen noch geschlossen, aber so stelle ich mir vor, muss es sein. Nachdem die beiden außer Hörweite getuckert sind, bekomme ich Panik, denn ich weiß nicht, ob es spät ist oder früh, wie lange ich schon so daliege, nichts tue, lausche und denke, und dann dreht sich die Welt kurz bevor sie mit einem Rums wieder zum Stehen kommt, denn ich habe Angst davor, etwas verstreichen zu lassen, denn dann wird es vielleicht schlecht. Deshalb geh ich jeden Tag einkaufen, oft mehrmals, weil mir meine Einkaufszettel nicht sonderlich beim Merken helfen, und zähle meine Karotten brav ab, damit keine im Gemüsefach alleine übrig bleiben muss, so ganz allein und ohne Karröttchenkameraden zum Quatschen und Späßeln und Fröhlichsein.

wenn ich frühstücke, dann meist ein Müsli, sieben Teelöffel, und nicht irgendwelche Teelöffel, sondern einen von den dreien, die wir haben, mit den weiß-silbern verziertem Griff. mein Müsli heißt Basismüsli, es besteht aus Haferflocken, Sultaninen, Leinsaaten und vielen anderen gesunden Körnern, aber deswegen kaufe ich es nicht. Ich kaufe es, weil die Haselnüsse zusammen mit meinen Datteln im Mund nach Nougat schmecken, ich kaufe es jeden dritten Montag im Laden gegenüber vom Hipstercafé, das mit dem Biberlogo. Ich muss hier konkret werden, denn unser Viertel ist dermaßen fortgeschritten gentrifiziert, dass jede Straße

im Schnitt 3,4 überteuerte Kaffeebohnenbunker für sich reklamieren kann. Der Biber ist aber putzig, wie er auf seinem Bau aus Löffelbiscuits thront, also ist es schon in Ordnung. Zu meinem Müsli gibt es wie gesagt Datteln, drei Stück, eine beiß ich mir in Stückchen in meine Schüssel wie eine Vogelmama, weil so ist es weniger klebriges Unterfangen als mit dem Messer, zwei heb ich mir auf für danach, die esse ich zusammen mit meinem Tee, der entweder schwarz ist oder grün, je nach dem, was mein Bauch sagt, was farblich besser zur Stimmung passt. Den Tee fülle ich nur in eigens dafür auserkorene Tassen, denn alle anderen sind zu klein oder zu fleckig oder zu henklig und das ist verzweifelnd. Ich gebe zu, jeden morgen ist mir etwas bang, dass all meine Becher ich habe vier zugelassene und einen für den Notfall tolerierten, vielleicht benutzt in der Spüle stehen und nicht einsatzbereit in der Anrichte auf mich warten. Natürlich esse ich mein Müsli nicht trocken, sondern füge noch drei bis sechs Teelöffel Cashewjoghurt hinzu, die Menge verhält sich proportional zum Flüssigkeitsgrad des Joghurts, wissen Sie: je pampiger, desto mehr Teelöffel, aber nicht zu viel, denn ich mag es, trockenes Zeug herunterzuwürgen, dann fühl ich mich wie eine Kuh auf einer Weide hinter einem hölzernen Gatter mit Glocke um den Hals und Kornblumen in der Mähne. Ich esse nicht immer Müsli zum Frühstück, drei Mal die Woche gibt es Brot, zwei Scheiben, eine mit Käse, eine mit Gemüseaufstrich, dazu sieben Erdnüsse, denn wenn es jeden Tag Müsli für mich gäbe, würde mein Dattelverbrauch den gesellschaftlich abgenickten Ökorahmen sprengen. (auch wenn ich mir immer sage, dass sie bio sind und aus Israel kommen und Israel nicht so weit entfernt ist wie Südamerika, wo die Avocados und die Bananen herkommen, und ich kein Auto habe und niemals hatte und meine Haare mit Roggenmehl wasche und überallhin zu Fuß gehe und gebraucht kaufe, aber egal, wie ich es drehe und wende, auf meine Datteln ist nun einmal kein Verzicht, weil auf den Kernen lässt sich so schön herumkauen und hinterher lassen sie sich so hübsch türkis bemalen und zu kleinen Segelschiffchen, die nicht schwimmen, basteln.

Ich würde am liebsten den ganzen Tag so verweilen. Am Fenster im Wohnzimmer am Esstisch, mit meinem Müslischälchen, das eigentlich ein Crème-brûlée-förmchen ist, vor mir, meine zwei Datteln sich sonnend auf dem Joghurtdeckel, und mein Blättertee, der dampfige Schwaden nach oben ziehen lässt wie Rauchzeichen aus einem Tipi und auf dem Grund meine Zukunft verborgen hält, aber dann fängt der Tag an und der Elfenabfuhrdienst ist schon in einem anderen Stadtteil, kommt morgen wieder, und ich muss einkaufen gehen, mein Mittagessen.

Ich habe all diese Dinge meinem Doktor Lappen (eigentlich heißt er nicht so, sondern ähnlich) versucht zu erklären, auch wenn ich bestimmt die eine oder andere Sache vergessen habe zu erwähnen, die ich aber nie vergessen würde zu tun, denn dann wäre der Tag verloren und ich in der Gerümpelkammer im erbärmlichen Heulkampf, weil meine Erdnussberechnungen nicht akkurat auf sieben aufgegangen sind, weil ich vergessen hatte, genügend Nachschub einzukaufen. Ich habe mich dumm und absonderlich gefühlt beim Niederlegen meiner Schrullen und ich fühle mich auch jetzt gerade so, aber mein Doktor, der Schmock, hatte die Noblesse, diese meine Absurditäten des Morgens als 'höchst spannend' zu bezeichnen. Immerhin.

Weg in die Freiheit

& wenn ich...

Leute rauschen stets vorbei
Hetzen, rufen, Kindergeschrei
Fahles Neonlicht sich golden bricht
Im Glanze seiner Fischschuppenschicht
Ein Auge fest in Eiswürfel gedrückt
Das Andere in Sichtposition gerückt
Menschen ziehen vorbei am Frischetresen
Unbeeindruckt
Als sei's immer schon so gewesen
Lebendige Tiere hinter Plastikscheiben
Ob Menschen unter schlechtem Gewissen leiden?
Von drüben dort aus ihrem Körbchen
In der Obst-und Gemüsabteilung
Einem eher sicheren Örtchen
Winkt die Gurke fröhlich mit dem Stiel
Ihre geliebten Salsamoves wären zu viel
Lieber unauffällig bleiben
Aufsehen erregen bloß vermeiden
Ihre Freundschaft möglichst lang erhalten
Verschiedene Einkaufswägen dürfen sie nicht spalten

Den sicheren Fluchtplan bloß nicht gefährden
Denn nach Ladenschluss soll alles anders werden
Keine Plastikscheiben, Körbchen oder Tresen
Stattdessen unabhängig freie Wesen
Statt leblos in der Süßwarenabteilung zu verharren
Jeden Tag auf Schokoweihnachtsmänner zu starren
Ist der Hase aus dem feinen Hause Lindt auch mit am Start
Hat zuckerreiche Reserven für die lange Flucht bereits gespart
Pünktlich zum Ladenschluss um zwanzig Uhr
Beeilen sich die Mitarbeiter, nach Hause wollen sie nur
Vergessen sind der Fisch, die Gurken und alle Osterhasen
Lieber schnell aufs Fahrrad und dann nach Hause rasen
Kaum ist der letzte Mitarbeiter weg
Kommen alle drei aus dem Versteck
Schnell, ganz schnell wollen sie endlich fliehen
Nie mehr irgendwelchen Menschen dienen
Der schmale Spalt zwischen der Eingangstür
Eignet sich perfekt hierfür
Draußen angekommen, merkt der Fisch dann wie er schwitzt
Ohne die Eiswürfel um sich herum, plötzlich erhitzt
An der bloßen Luft atmen kann er nur schwer
Seine nach Wasser lechzenden Kiemen werden dem Sauerstoff nicht her
Neben ihm die Gurke, fröhlich rollt voran
Als ob ihr nichts und niemand mehr was kann
Doch schon nach ein paar Metern fängt auch sie zu jammern an
Auf dem kiesigen Weg sie nicht mehr friedlich rollen kann
Die spitzen Steinchen stechen in ihre zarte grüne Schale
Piecks um piecks, eine endlos lange Schmerzspirale

Nur der Osterhase springt Haken schlagend durch die Gegend
Das lästig goldene Verpackungspapier von sich fegend
Vielleicht hätt er's besser doch behalten, als Schutz
Nein, nicht etwas gegen Schmutz
Gegen die Sonnenstrahlen, auf ihn brennen heiß und warm
Da hilft auch nicht mehr all sein Zuckersparen
Immer mehr beginnt er bräunlich zu triefen
Sein Schokokörper fängt an zu fließen
Wund gerollt, erstickt, daneben noch ein brauner Schokosee
Da liegen sie nun, unsere drei Freiheitskämpfer in Spe
Am nächsten Tag von Einkaufswägen überrollt
Achtlos
So hätten sie das nicht gewollt
Ein kleines Denkmal zu Ehren ihrer Tapferkeit, für ihren Mut
Wohl verdient und angebracht,
die Menschen sollten ziehen ihren Hut
sich vorbereiten auf den Krach
Wiederstrand gegen ihre Strukturen formiert sich mehr und mehr
Die Gründe zu verstehen wäre für ein Menschenhirn eigentlich nicht schwer.

Wenn ich eine Fantasiefigur wäre, wäre ich ein unsichtbarer Geist, der nur als ermahrender Spiegel
Gestalt annehmen könnte. Kein herkömmlicher Geist. Vielmehr ein Quälgeist für die Quälgeister dieser
Welt. Für machtbesessene Gierhälse, für gewissenlose Umweltzerstörer, grausame Tierquäler und
Unterdrücker jeglicher Menschenrechte. Ungeachtet ihrer vermutlich geringen Begeisterung, würde ich sie
alle der Reihe nach einsammeln, um jeden einzeln auf einem meiner fliegenden Geldscheine zu entführen.
Weg von ihren vermeintlich wichtigen irdischen Belangen. Auf eine Reise um die ganze Welt.
Wir würden die gerodeten, kahlgeschlagenen Regenwaldbestände in Südamerika überqueren, unter der

gellenden Sonne Afrikas wasserlos durch ausgetrocknete Flusslandschaften hecheln, den ausgebeuteten Arbeitern in einer asiatischen Textilfabrik die Schweißtropfen einzeln von der Stirn tupfen, die feinen Rauchpartikel der australischen Buschfeuer inhalieren oder uns auf Schwimmflügeln aus Plastikmüll durch die Ozeane kämpfen.

Sicherlich keine spaßige Vergnügensreise, vielmehr eine realitätsnahe Expedition, verbunden mit der Gefahr durch die im Laufe der Reise immer größer werdenden Risse im Geldschein auf den Boden der Tatsachen abzustürzen. Anderenfalls werden wir eine Ebene weiter fliegen, tiefer hinein in die Welt des Bewusstseins, um dort das schlechte Gewissen zu mästen bis es schließlich schwerer wiegt als die Gleichgültigkeit.

Tatsächlich stürzen die meisten Reisenden schon weit vorher zwischendrin ab, ihr Geldschein trägt sie nicht mehr. Die ganz am Ende Übriggebliebenen bringe ich mit versteinertem Herzen wieder zurück. Gegen die versteinerten Herzen komme selbst ich mit meinen Quälereien nicht an, für sie werde ich immer unsichtbar bleiben, nichts weiter als realitätsferner Spuk. Tja, letztendlich bin und bleibe ich nur ein kleiner Quälgeist. Wenn ich aber hin und wieder sehe, wie sich mein grüner Schleier in manch anderen Augen spiegelt, bin ich sogar ein kleines bisschen stolz.

Wenn ich eine Pflanze wäre, könnte ich die bindungsunfähige Generation zu Recht belächeln. Ihre Angst sich freiwillig die Fesseln der Monogamie anzulegen, sich an nur einen Partner zu binden, sich ausschließlich auf einen Kanal der Selbstbestätigung zu konzentrieren. Bemitleidenswert, ihre Probleme. Aber die sollten sich mal mich ansehen! Ich bin mein Leben lang gebunden, für immer und ewig. An nur einen einzigen Ort, den ich nicht verlassen kann. Meine Wurzeln schlage ich einmalig. Ein für alle Mal muss ich mich festlegen.

Aber wo sollte das sein?

Vielleicht mitten im Trubel des tropischen Regenwalds? Kreischende Affen, die mit den unterschiedlichsten Vogelarten um den lautesten Geräuschpegel konkurrieren. Aalglatte Schlangenhaut, die hin und wieder die Spitzen meiner Blüten streift. Flaumige Spinnenbeine, die mich mit ihren feinen

Härchen kitzeln oder die schleimige Zunge eines Ameisenbären, der meine länglich geformten Blüten auf der Suche nach Nahrung versehentlich mit Insekten verwechselt.

Vielleicht wäre ich im Wasser doch ein wenig sicherer? Da gäbe es auch einiges zu sehen, allerdings fürchte ich die Konkurrenz der hartnäckigen Wasseralgen, gegen die wäre ich chancenlos.

Zu wenig Wasser wäre aber auch nichts, Wüstengegenden scheiden definitiv aus.

Oder wenn ich mich doch für ein zurückgezogenes Leben auf einem Berggipfel entscheide? Mich freiwillig der Gefahr durch raue Herbstwinde, ökologisch grasende Milchkühe oder den blumengierigen Händen herumirrender Wanderer aussetzen? Nein, danke.

Hier in meinem Baumarkt bin ich wenigstens sicher umrandet von einem recycelunfähigem braunen Plastiktopf. Es bleibt mir eh nichts anderes übrig. Statt über Auswanderungspläne zu sinnieren, hoffe ich besser auf einen zukünftigen Besitzer mit Bindungsunfähigkeit, der mich wenigstens ab zu mal umtopft.

Unser Ort

Durch die kleine Baumreihe hindurch schreite ich auf die offene Wiese und eine Welle der Erinnerung schwappt auf mich ein. Was dieser Ort nicht alles hatte sein können... Ich wandele also nicht durch eine leere Wiese, ich schreite durch ein Feenreich, eine Hexenschule und ein einfaches Fußballfeld. Ich schließe meine Augen und sehe alles ganz deutlich vor mir, doch meine Füße stolpern nicht. Ich kenne jeden Stein, jede kleine Unebenheit, jeden ausgetrampelten Pfad. Nichts hat sich verändert. Sogar der entwurzelte Baum liegt noch am Rande dieses grünen Himmels.

Dennoch ist alles anders. Ich spüre nur noch einen Hauch der alten Magie, die jeder einzelne Grashalm, jedes Rascheln in den Blättern der Bäume, jeder Stein am Boden ausgestrahlt hat. Der Ort wirkt so anders als in meinen Träumen und Erinnerungen. Oder bin es ich? Bin ich anders?

Ich ziehe meine Schuhe aus und fühle die Erde unter meinen Füßen, die kitzeln-den Grashalme an meinen Zehen, genieße diesen Augenblick der Vertrautheit, bevor ich meine Füße in den Fluss halte. Kalt umströmt das Wasser meine Knöchel. Früher haben wir das als Mutprobe gemacht. Im Winter. Unsere Füße in das eiskalte Wasser gehalten. Als der Fluss noch nicht zugefroren war, versteht sich. Wie verrückt wir damals waren? Drei Wahnsinnige. Ein Lachen entfährt meinen Lippen, ganz unerwartet. Ob das Nostalgie ist?

Alles war so einfach gewesen. Vor zehn Jahren. Das fühlt sich wie eine Ewigkeit an.

Wo ist das Gefühl der Selbstsicherheit hin? Das Gefühl, dass wir zu dritt die Welt verändern können? Ich hatte mein ganzes Selbstvertrauen darauf aufgebaut. Wo war das alles nur hin verschwunden?

Alles war so einfach gewesen...

Ich werde einfach alt und müde. Die zehn Jahre, die vergangen waren, machen sich bemerkbar. Nur in Kleinigkeiten. Ich lache nicht mehr so oft wie früher, da war alles lustig. Ich mache mir Gedanken über Ereignisse, die mehr als zwei Wochen in der Zukunft liegen. Ich platze auch nicht mehr einfach mit meinen Gedanken heraus, ich taktiere. Ist das erwachsen sein? Es ermüdet.

Ich mache mich auf den Weg.

Wir würden uns morgen sowieso sehen. Es lässt sich nicht vermeiden. Er war schließlich ihr Mann gewesen...

Wenn ich nur wegen eines fröhlicheren Anlasses zurück nach Hause gekommen wäre, dann wäre es einfacher.

Doch die Tränen wollen noch nicht kommen. Ich muss erst noch Abschied von seinem zwölfjährigen Ich nehmen, bevor ich ihm endgültig Lebewohl sagen kann.

Zehn Jahre zurück und ich kann immer noch nicht loslassen...

Damals lief es einfach auseinander, wie Wasser, das meine Füße umspült, um dann weiter den Fluss entlang zu ziehen. Ich bin irgendwo stehen geblieben, vor zehn Jahren und bevor ich es mich versah, sind die anderen beiden ohne mich weitergezogen, gemeinsam. Haben mich einfach hinter sich zurückgelassen, weil ich verschlafen hatte.

Tock, Tock, Tock, tocke-ti-tock.

Das Geräusch meiner Knöchel an der Haustür. Der Rhythmus so vertraut, doch auch so fremd. Zulange schon habe ich ihn nicht mehr verwendet.

Ein zögerliches Öffnen der Haustür. Ein unsicheres Lächeln.

„Ich muss wissen, was damals mit uns passiert ist. Wann wurde aus Freunden nur Bekannte? Ich muss, ... um mich verabschieden zu können. Lässt du mich bitte rein?“

Ein Seufzer von der anderen Seite der Türschwelle.

„Oder lass uns an unseren Ort gehen. Den Ort, den sonst niemand kennt. Das scheint ein guter Ort, um zu beginnen Antworten zu suchen oder endgültig abzuschließen.“

Die Tür wird weiter aufgezogen, sie schlüpft in Schuhe und nimmt eine Jacke von der Garderobe.

Ohne Titel

Ich kann mich nicht erinnern, und das sage ich nicht aus Verzweiflung, aus Verbitterung, dass ich je gut darin gewesen bin, ein Ende zu finden. Oder die Enden haben mich nicht gefunden. Ich bin die Art von Person, die zu lange zu Besuch bleibt, weil sie nicht weiß, wie man geht. Die eine vertrocknete Zimmerpflanze noch ein Jahr behält, weil sie die Hoffnung nicht aufgeben kann, sie würde sich doch noch erholen. Die Liebesbriefe von längst vergangenen Beziehungen aufhebt. Die nicht den Job, die Wohnung wechselt. Man kann die Fälle an einer Hand abzählen, aber es gab sie, da hatte mich eine seltene Energie durchfahren, vielleicht, weil ich es nicht mehr ausgehalten hatte, ich weiß es nicht, aber ich hatte Dinge beendet. Nicht auf eine sanfte Art und Weise. Nein, völlig radikal, abrupt und plötzlich. Ich hatte mich mitreißen lassen von diesem Impuls. Und die Augen verschlossen. Es passierte, als man mir sagte, meine Katze müsse wohl entweder Medikamente bekommen oder eingeschläfert werden und ich ließ sie einschläfern. Als ich mich mit einem Freund stritt und ihn niemals wiedersah, weil ich es nicht über mich brachte, mich bei ihm zu melden. Als Mutter starb und ich ihre Wohnung ausräumen ließ und nichts behielt. Ich bin umgeben von Artefakten, Gegenständen, die ganz unfreiwillig mit Erinnerungen beschrieben sind. Dabei freue ich mich nicht an ihnen, muss ständig wegsehen. Ein Spießrutenlauf durch die eigene Wohnung. Und ich behalte sie trotzdem. Ich bin nie stolz auf die Enden, an denen ich schuld bin, die ich gesetzt habe. Und auf die Enden, die mir passiert sind, möchte ich nicht zurücksehen. Enden sind das schwierigste am Erwachsensein. Wenn ein Ende nötig ist, hat man sich zu tief in eine Sache verspinnen lassen, ist in etwas gezogen worden und hat sich nicht gewehrt. Oder zu spät. Es ist gerade diese Trägheit, der ich mir bewusst bin, die mich Enden fürchten lässt. Die Unfähigkeit zu handeln.

Mit Beziehungen ist es ebenso. Wie im Taumel fand ich mich in meiner Ehe wieder. Ohne mich wirklich daran erinnern zu können, wann ich heiratete. Ohne zu wissen, wann wir begonnen hatten, uns mehr zu

ertragen, als die Gesellschaft des anderen zu genießen. Wie ein Tagtraum vergingen die Jahre im Nebel. Ich habe einmal ein Buch gelesen, da ging es um einen Mann, der sich noch ein Glas Wein mit seiner Frau auf der Veranda teilt und dann einfach geht, während sie nach den Kindern sieht. Einfach davonläuft und nichts mitnimmt. Das ist feige, dessen bin ich mir bewusst, es ist unglaublich feige, aber als ich es las, konnte ich nicht anders, als mit ihm zu fühlen. Denn ich kannte diesen Impuls nur zu gut. Nicht unbedingt zu flüchten, sondern eher umzudrehen, zu gehen und dabei alle Brücken hinter sich abzubrechen. Und neu anzufangen. Ganz anders als vorher. Aber dazu hatte ich nicht den Mut. Wenn ich meine Frau so ansah, im Mietauto neben mir auf dem Beifahrersitz, wie die Haare ihr ins Gesicht und um die unfreundliche, rasiermesserdünne Nase wehten, dann sah ich vor mir, wie sie wütend ausgesehen hätte, hätte ich tatsächlich die Dreistigkeit besessen mich aus dem Staub zu machen. In meinem Kopf war sie eine Karikatur geworden. Ich war mir sicher, dass sie das gleiche von mir hielt wie ich von ihr, ja ich war mir sicher, dass wir beide der festen Überzeugung waren, dass dieser Urlaub geradewegs in eine Katastrophe steuern und der jeweils andere – versteht sich – daran schuld sein würde. Auch wenn sie etwas verändert schien in letzter Zeit. Als hätte sie unsere ständigen Kollisionen akzeptiert und resigniert aufgegeben. Oder als wäre sie mit den Gedanken woanders. Vielleicht hatte sie eine Affäre, dachte ich mir und zuerst widerte der Gedanke mich an, der Gedanke von ihr mit einem anderen Mann. Das wäre eine offene Kriegserklärung in einem bereits andauernden Krieg gewesen. Aber eigentlich, dachte ich mir dann, durfte ich es ihr nicht verübeln, hätte sie tatsächlich eine Affäre. Ich durfte mir wohl höchstens erlauben bestürzt über ihre Unehrlichkeit zu sein. Und es dabei belassen müssen.

Sizilien war ihre Idee gewesen. Ich wäre auch zufrieden gewesen, wenn wir zuhause geblieben wären, aber sie hatte mich überredet, aus Gründen, die ihr wohl selbst nicht ganz klar waren. Und jetzt waren wir hier, fuhren in diesem nach Reinigungsmitteln und Hitze riechenden Mietauto über eine staubige Straße, während ich versuchte ein Ende zu finden für das, was ich angefangen hatte. Sizilien musste wieder einmal als Schlachtfeld herhalten. Karthago gegen Syrakus. Auch wenn niemand wissen konnte, ob ein Schlachtfeld überhaupt nötig war. Jedenfalls folgte eine Szene, die sich mir einprägte. Wie sie mit einem zaghaft gesprochenen Satz den Anfang des Endes einläutete und uns unumgänglich der von uns beiden antizipierten

Katastrophe näherbrachte. Sie sagte, berechnend und unschuldig zugleich, wie es ihre Art war, aber mit einer seltenen Ernsthaftigkeit in der Stimme, die keine Widerrede zuließ: „Fährst du mal bitte rechts ran.“

/5

Tabea Brauner

Rot sehen

& Der Fall

Geschenkband glänzt, konkurriert mit dem dunklen Lack, auf dem sich Schatten und Licht spiegeln.
Beerenrot ziert ihre Fingernägel. Sanfte, glatte Handoberflächen streichen über rau. Wohin sie schaut:
wärmflaschenrot – unterbrochen von edelstahlsilber – verschwimmt mit fleischiger Haut.

Wutrot, kauf-mich-rot, trinke-deinen-Kaffee-auf-mir-rot

Setz-dich-auf-mich-rot, gemütliches sesselrot

Lass-mich-in-der-Ubahn-rot

Zur Not



Reißen, Fetzen fliegen wie Konfetti

Schmeiß alles aus dem Fenster

Oder hoch über dein Haus

Wenn es die Schwerkraft

erlaubt

Vielleicht verschluckt ein Rabe

Einen Schnipsel und kostet

Die Tinte

Segelt hinab unter eine

Rabenschwarze Limousine, die

Quietschend gegen einen

Vom Regen gewaschenen Laternenpfahl

kracht

Shitshow: Ein Kommentar zur Klausurenphase

& Female Dystopia

Herzlich willkommen bei der Shitshow, genannt Klausurenphase. Wie viele Klausuren und Abgaben kann man dieses Semester wohl in eine Woche packen? Drei? Vier? Fünf? Oder vielleicht sogar sechs?

Gar kein Problem! Einfach eine nach der anderen ruck-zuck abhaken. Am besten noch 2 auf einen Tag legen, um den Studenten so richtig einzuheizen. Ob das jedoch als Motivation ausreicht? Vielleicht ist das noch zu einfach. Wir wollen ja nicht, dass sich jemand unterfordert fühlt. Besonders in der Leidensphase des Corona, in der die Klausuren und Abgaben alle digital stattfinden, scheint die Angst gestiegen zu sein, dass es für Studenten viel zu einfach werden könnte.

Das Internet eröffnet ja die Möglichkeit des Täuschungsversuches. Also am besten gleich zwölf Fragen in eine 60-minütige Klausur packen. Denn das ist die einzig richtige Methode, um sicher zu stellen, dass sich ja niemand einen Vorteil verschafft. Die Zeit über die Antworten nachzudenken ist leider nicht mehr miteinkalkuliert. Ist ja auch überflüssig, Wissen bleibt bekanntlich länger im Kopf, wenn man einfach ganz viel Stoff in möglichst kurzer Zeit aufsaugt, ohne den Inhalt zu verstehen.

Ganz nach dem Motto: Einfach machen, nicht nachdenken!

I study twelve hours a day
and when I don't study, I work
and when I don't work, I clean this apartment
and when I don't clean this apartment,
I spend time with you.

Today you told me if we ever had kids
you would want me to stay at home,
so you can make your dreams come true,
so you can live your life,
so I would end up raising the kids alone.

In the end, I get to work hard over ten years
to wash my parents' money down the drain?

Is that what you're trying to say?

Do you think I'm insane?

In the end if I want a family

I should throw my career away?

So you actually think that's okay?

I sleep less than five hours a night

and when I don't dream my life is a fight.

Are my ambitions less worth than yours?

So I can walk out of uni and scrub bathroom floors?

So I can be with a man who gives a damn

about my dreams.

Is that what you mean?

This 21st century dystopia makes me scream.

Champagner und Feuerzeug

Sie sitzt in einem dunkelroten Kleid und Pelzmantel mit einem Glas Champagner in der *La Chardonaise*. In ihrem Gesicht zeichnen sich die ersten Falten eines mittellangen, wilden und unerfüllten Lebens ab. Ihre Hand fährt langsam in eine Tasche ihres ausladenden Pelzmantels und ihre knöchigen langen Finger schließen sich um eine Packung Zigaretten. Eine Zigarette aus der Schachtel ziehend fragt sie den jungen, kränklich wirkenden Barkeeper, der mit einem nicht allzu sauberen Tuch desinteressiert Sektgläser poliert, ob sie hier drinnen rauchen darf. Außerdem bittet sie den jungen Mann, leicht herrisch und ohne bitte und danke, ihr leeres Sektglas, das vor ihr auf dem Tresen steht aufzufüllen.

Der Barkeeper an der Kinobar *La Chardonaise*, hört auf Sektgläser zu polieren und schüttet lustlos der älteren Dame das 4. Glas Champagner ein. Seine Haare sind leicht ausgedünnt, mausgrau. Seine Lippen genauso schmal, wie der Rest seiner Erscheinung und auf seinen Wangen findet man gerade erst vernarbte spuren starker Akne. Er ist dankbar, dass man die Narben im dunkelroten Licht der Kinobar nur sehen kann, wenn man ihm sehr nah kommt, was ausgesprochen selten passiert. Er hasst die Kinobar.

Der Barkeeper hört die Nachfrage dieser alten Dame in ihrem wirklich sehr rotem Kleid und sein Blick fällt zum ersten Mal an diesem Abend tatsächlich auf sie. Ihre toupierten Haare, ihre überzeichneten Lippen und der Rest ihres Auftretens schreit Dekadenz und erzählt Geschichten von verlorener Lebenszeit. Er teilt ihr griesgrämig mit, dass der Raucherbereich vor der Tür sei. Das ist ja auch überall ausgeschildert. Das Glas soll sie aber bitte nicht mit rausnehmen, das ist ja Eigentum des Veranstalters. Eigentlich ist Eigentum auch nur ein Konstrukt denkt er sich, aber irgendwie fühlt sich der Barkeeper diesem Konstrukt verpflichtet und er verflucht sich dafür.

Ein unverschämter junger Mann. Die Frau betrachtet ihn abschätzend während sie ihre Zigaretten zurück in die Manteltasche fallen lässt. Er hat diese Aura des über allem stehenden und sich trotzdem hassenden. Diese existenzialistische Aura, die früher so anziehend auf sie wirkte; im Moment findet sie das Schwarzblau, das aus seinen Augen und jeder Pore seines Körpers fließt eher anstrengend. Er kann dann wenigstens ihr Glas auffüllen vor ihrer kleiner Raucherpause. Es ist ja schließlich kalt draußen. Nachdem er es aufgefüllt hat, schmuggelt sie das Glas samt seines goldgelb glitzernden Inhalts in ihrem Pelzmantel nach draußen, es schneit leicht. Vereinzelt verharren Schneeflocken auf ihren Schuhspitzen, sie trägt dunkelrote, samtene hohe Schuhe. Nach kurzer Zeit überlegt das weiße Konfetti es sich dann anders und schmilzt in den Stoff ihrer Schuhe hinein. Sie stellt das Sektglas auf den Boden, kramt die Packung Zigaretten aus der oberen linken Tasche des Samtroten Mantels hervor, seufzt, sucht ihr Feuerzeug, gräbt in ihrer flauschigen Tasche, lässt ihre Hand für einen Moment in der Tasche verweilen, aber sie spürt kein Feuerzeug. Sie spürt nur das weiche Fell, das ihre Hände umgarnt. Ihre andere Hand, die die Zigarette hält, zittert ein wenig in der Kälte. Sie blickt um sich, sieht aber nur den unfreundlichen, gar griesgrämigen Barkeeper, der gerade die schwere Glastür hinter sich zu fallen lässt. So wichtig ist ihr das Rauchen dann doch nicht, sie schaut absichtlich in die andere Richtung, um ja nicht seine Blicke zu kreuzen. Sie hatte gehofft heute Nacht einige ihrer früheren Schauspiel- und Theater Kolleginnen wiederzutreffen oder mit ein paar gutaussehenden Jungen Schauspielstudenten, die sie natürlich als Starlet der 70er erkennen würden, liebzuäugeln. Stattdessen saß sie eingequetscht zwischen Studenten mit Vollbart und Mate in der letzten Reihe und versuchte, den postmodernen Kurzfilmen, die auf diesen intellektuellen Filmfesten gezeigt werden zu folgen. Sie versuchte, ihrem Verlangen in wohliger orangene Traumwelten zu entfliehen, zu widerstehen, obwohl man sie bestimmt nicht bemerken würde, da ihr Kleid dasselbe rot wie der Kinossessel hatte. Jetzt möchte sie den Abend zumindest mit ein bisschen Rausch und netten Kinogästen ausklingen lassen und von beidem scheint sie weit entfernt zu sein. Welch ein Reinfall. Sie zieht einen Riegel dunkelster Schokolade aus einer anderen Tasche ihres Mantels, bricht ein Stück ab und versucht, so zu tun, als ob sie zum Schokolade-Essen aus der Bar in die Kälte geflohen wäre.

Er erinnert sich an den Essay, der bis morgen im Postfach seines Professors landen muss, verlässt seinen Posten, um sich selbst eine Kippe anzuzünden und verflüchtigt sich. Niemand wird seine Abwesenheit

bemerken, er ist für die meisten Menschen, die sich nicht dem Eskapismus durch Alkoholsucht auf zweitrangigen Filmfestivals erfreuen, sowieso unsichtbar. Während er den Raum verlässt, sieht er stereotyp-alternative Gesichter an sich vorbeiziehen und fühlt sich insgeheim besser als all diejenigen, die noch unironisch ins Kino gehen. *Peering over the edge of a cauldron in which fragments of all shapes and savours seem to simmer.* Als er in die kühle Abendluft tritt, sieht er die Frau in ihrem abstoßenden Pelzmantel mit einer nicht angezündeten Kippe in der anderen Hand. Sie scheint auf der panischen Suche nach ihrem Feuerzeug zu sein, greift dann aber zielsicher nach Schokolade, zu dunkel für seinen Geschmack, und nagt an ihr. Ihre andere Hand umschlingt noch immer die nicht angezündete Zigarette. Er geht auf die ältere Dame zu, ihr Kleid ist wirklich sehr rot, je näher er ihr kommt, desto röter wird die Welt. Er hält die Farbe zu übertrieben, zu aufgesetzt, sie sieht fast aus wie eine Baronin, nur armseliger. Er beobachtet sie; Eine Studie in Scharlachrot. Eigentlich will er sie zwingen, das Sektglas zurück in die Bar zu bringen - da gehört es ja schließlich hin - aber auf dem Weg zu ihr verschluckt er die Worte und bietet ihr, nachdem er bei ihr angekommen ist, stillschweigend, mit einem missbilligendem Blick auf das Sektglas, sein eigenes Feuerzeug an.

Ein Schatten legt sich über ihre samtene Schuhe. Sie blickt auf und sieht den Barkeeper, der ihr sein brennendes Feuerzeug mit einem ampelroten "Fuck the System"-Aufkleber hält. Sie nimmt das Feuerzeug, beugt sich vor und zieht an ihrer Zigarette. Dann sieht sie ihn mit einer hochgezogenen Augenbraue an und lässt kurzentschlossen das Feuerzeug und die Schokolade in ihre rechte Tasche gleiten. Sie findet, es passt sehr gut in ihre Kleidersammlung hinein und verleiht ihr einen jugendlich, rebellischen Touch. Fast fühlt sie sich wie Carrie Bradshaw in einer der späteren Folgen.

Der unerschämte junge Mann blickt verwirrt auf den Ort, in dem gerade das Feuerzeug in der Tasche der unerschämten, nicht mehr ganz so jungen Frau, verschwunden ist. Er wagt einen Blick in ihr Gesicht, herausfordernd, cool, herablassend? Er lächelt, wie war das mit dem Eigentum?

Niederschlag

& Lange Leistung

Regentropfen stürzen nieder. Sie fallen so dicht, dass sie sich zu Fäden zusammenfügen - lange, nasse Fäden, die die Wolkendecke an den Boden fesseln. Allein die aufwärtsstrebenden Gebäude halten die graue Wucht noch auf Abstand. Sie beginnen als Stützpfiler mit breitem Fundament, doch je höher sie wachsen, desto dünner werden sie, bis ihre Spitzen im Nebel verschwinden. Auf ihrem Weg ins Nichts kommen sie einander immer näher, als wollten sie sich gegenseitig Halt geben in diesen schwindelerregenden Höhen. Adern und Nerven aus Stahl strukturieren ihre Glasflächen. Wände aus Fenstern reihen sich aneinander. Jede spiegelt ihren Nachbarn wieder, behält dabei das Innenleben jedoch für sich. Über dem Asphalt geben Hupen und Motorenlärm den blinkenden Lichtern von Verkehrs- und Reklameschildern einen dumpfen Rhythmus vor. Reißerisches Rot prahlt in Blockbuchstaben und trompetet den Namen eines Hotels in die Häuserschluchten, als könnte es so seinen verlotterten Zustand kaschieren. Schmutziges Gelb wirbt um Aufmerksamkeit für matschige Sandwiches. Spärliches Blau träumt vom Himmel ohne Wolken und drei pinke Buchstaben blinken ihre Dienstangebote in einsame Herzen. Der Regen sollte sie rein waschen, doch stattdessen schwimmt alles zu einem Einheitsbrei, verfängt sich in den Tropfen und zerplatzt auf dem Boden. Bestenfalls findet es sich dort wieder zu einem feuchten Auge zusammen, das empor starrt.

Es ist passiert! Ich habe einen Tick entwickelt. Jedes Mal bevor ich zu sprechen beginne, vergewissere ich mich jetzt nämlich, ob nicht irgendwo ein kleines, rotes Mirko Symbol durchgestrichen ist. Sehr lästig! Ich bin ein Mensch, der gerne einfach mal drauflos oder besser noch reinredet. Aber seit ich meine Uniseminare, Sprachkurse, den Fachschaftstreff oder andere Versammlung mit mehr als 10 Leuten über den Bildschirm verfolge, muss ich mich selbst disziplinieren.

Sicher, es hat auch seine guten Seiten. Digitales Treffen in den eigenen vier Wänden spart enorm an Zeit. Zum Beispiel muss ich mich nicht aufs Fahrrad schwingen und erst einmal eine Stunde in die Stadt radeln, um meinen Professor zu fragen, wie ich online Quellen zitiere. Außerdem: Wer beklagt sich schon über eine zusätzliche Stunde Schlaf?

Leider finde ich auf meiner Pro- Contra Liste über zoom meetings die meisten Punkte nicht unter Plus, sondern unter Minus.

Ich hatte ja keine Ahnung wie schlecht das digitale Netz in Deutschland ist. Zwar liebe ich es Codes zu knacken, dazu gehört aber nicht gesprochene Lückentexte zu entschlüsseln, wenn sie nicht als Fragmente gedacht waren. Schon klar, kann auch lustig sein.

Aus „Genug von Marx. Jetzt macht jeder eine kurze Pause. Dann können wir uns wieder hinsetzen. Alle Einverstanden?“ wird: „[krk] Marx [krk] macht [krk] kurze [prk] Sätze [krk] Verstanden?“

Solche Witze helfen mir aber nicht, wenn ich gerade nach überlebenswichtigen Informationen zur Abgabe der Bachelor Arbeit gefragt habe!

Und das ist ja nur der Ton. Nicht einmal wer die Kunst des Lippenlesens beherrscht, kommt weit. Denn, wenn der Ton hapert, hängt in der Regel auch das Bild hinterher.

Egal! Solange ich in vertraute Gesichter blicke, ist ja alles auszuhalten; die verschwinden zwar ab und zu auf unerklärliche Weise, aber was wirklich unheimlich ist, ist mein zweites ich auf dem Bildschirm. Kommt mir unangenehm bekannt vor. Kennt ihr das auch vom Friseur? Ihr sitzt da für eine halbe Stunde und starrt euch selbst im Spiegel an. Ich hasse das! Es gibt einen Grund, warum meine Haare aussehen wie die vom Struwwelpeter. Abgesehen davon wollte ich eigentlich nicht herausfinden, wie sehr ich herumzappele.

Zugegeben, ich bin kein Technik Genie. Denn bestimmt gibt es eine Möglichkeit das eigene Videobild weg zu klicken. Bei meinen Fähigkeiten laufe ich dann allerdings Gefahr die Einstellungen so zu verändern, dass ich im Gruppen Chat nur noch mit chinesischen Schriftzeichen kommunizieren kann. So viele unbegrenzte Möglichkeiten!

Diese Menüleiste tut so harmlos. Dabei bietet sie Werkzeuge mit denen sich ganze Welten gestalten und manipulieren lassen: Mute, Stop Video, Participants, Chat, Share Screen, Record, Reactions.

Hey! In anderer Reihenfolge könnte das auch eine Ereigniskette in einer sterbenden Demokratie beschreiben: Record: Share Screen; Participants chat; Reactions: Stop Video, Mute!

Überhaupt frage ich mich, ob Platon ein Zeitreisender war. Vielleicht ist er deshalb auf die Idee mit dem Höhlengleichnis gekommen. Er hat die Menschen im Jahr 2020 ganz einfach nur vor flachen, flackernden Ministeinwänden sitzen sehen.

Mikro aus.

Sex mit Streuseln

Mit durchschnittlich 14 betritt die Vulva eines Mädchens das erste Mal die Bühne eines Frauenarztstuhls. Ein Superstar, der seinen Text vergessen hat, im Rampenlicht. Schamlippen auf, here she is. Ich korrigiere: wie ein Bakterium unter einem Mikroskop.

Sex und Streuselkuchen sind die Fragen, die Pille die einfachste und schnellste Antwort. Für Verhütung gäbe es Alternativen, aber Kupfer macht die Haut schlechter. Die Hormonspirale die Haut auch nicht besser, und die Preise machen richtig Randalen: zwischen 300 und 500 Euro kosten die Guten, und unser Superstar wird sicher davon erstmal ordentlich bluten.

Da nehmen wir doch die einfache Lösung: kostenlos, klein und unschuldig, muss man täglich nehmen, aber das ist ja nicht schwierig, oder? Natürlich nicht, sie ist ja nur 14, fängt gerade an zu trinken und als würde es sie jucken, wenn sie davon spucken muss. Kann nur sein, dass die Pille dann nicht mehr wirkt. Vielleicht hätte Daddy dann doch lieber paar Hundert gezahlt, aber dafür hätte man fragen müssen, und der kleine Auftritt war schon traumatisch genug.

Pickel weg, Sex her: die Pille ist der Fix aller Sorgen der weiblichen Pubertät. Oder zumindest das, wozu die Frauenärztin rät. Sich mit 22 nach Alternativen umzuschauen, ist dann auch für den Zuschuss zu spät. Jetzt ist es von deinen Finanzen abhängig, wie es deiner Vulva geht. Die Milchsäurekur für den Pilz kostet auch 30 Euro für 7 Tage, blöd, wenn ich die nicht mehr auf dem Konto habe.

Und auch wenn die Superstar Vulva den Text für ihren Auftritt jetzt kennt, ist es immer noch einfacher und billiger, wenn sie mit dem Rezept für die Pille schnell wieder von der Bühne rennt.

Applaus, Vorhang zu, Unterhose an.

/10

Pauline Sailer

Pedal Point

& Mordfriedhof

Organs in your body

Hear them before you sea

One chord and the crowd surfs on

the specular voice

Floating on waves of air

Spinning a thread to you

All day's carts

Shop through life

Old building's People

crumble to the horizon

in a vertical shine

Spread your fingers

On the keys

Four choirs in sequence

De cadence

Just one carpet

Lying on an on

Through the woods

Of people

Pluck at your eyes

To make you see

the fanfarytale

Wenn nachts die Schatten kälter werden
und unter Bäumen Staub zerfällt,
dann kommen sie zu ihren Tätern
und in den Steinen gräbt die Welt.

Wenn alte Heiden Hunde beißen
und unterm Himmel schwarz zerfließt,
dann statten wir Besuche ab
nach drüberdort am Andersort.

Wenn Freimänner die Fesseln binden
und sie um deine Beine schlingen,
dann schlagen Kiefer auf im Garten,
dem, auf den wir alle warten.

Wenn Mannen ihre Seele fröten,
die Hauben tief im Schlaf erstickt,
dann brücken sie zu Höherem,
zu Weiterding und Unterfuhr.

Gar garstig fragt die Rohnatur,
wo's aufhört, wo ist der Beginn?
Welch Worte finden sich dafür,
für dieses Ende namens Ching?

/11

Leonie Winter

Traum

& 4930/ WALD

Bewahre meine Träume, Große, wie Kleine

Im Herzen, sodass sie niemand bekommt.

Eingesperrt vielleicht, verschleiert vielleicht.

Wir gehen auf eine Party, ich trinke viel, du trinkst nichts.

Ich rauche und du sagst nichts.

Es gibt immer was zu feiern, sage ich.

Du bleibst still.

Meine Augen sind rot, wir sitzen auf dem feuchten Gras.

Mein Gehirn ist vernebelt, kann nicht denken,

Falle hinab,

Will, dass der Moment nicht vorbei ist, will nicht vergehen.

Meine Ängste sind weit weg und meine Träume scheinen nah,

Fast schon greifbar, in meinem Inneren.

Doch ich spreche mit dir nicht über meine Gefühle.

Du sagst: „Du schließt mich aus“

Ich sage nichts, ziehe den Rauch in die Lungen und atme aus,

Ist meine Flucht hinaus,

Ich baue mir mein eigenes Traumhaus, brauche keine Wirklichkeit.

Die Straßen sind schwarz, dunkel, der Wind weht kalt.

Es geht auch wieder vorbei.

So lange.

Wie lange noch?

Ich nehme noch einen Schluck, verziehe den Mund.

Ich wünschte ich könnte weitersehen, könnte sehen, dass das alles vorbei ist

Und hoffe.

Eines Tages verliere ich mich nicht

Nicht im Wald, nicht in der Dunkelheit,

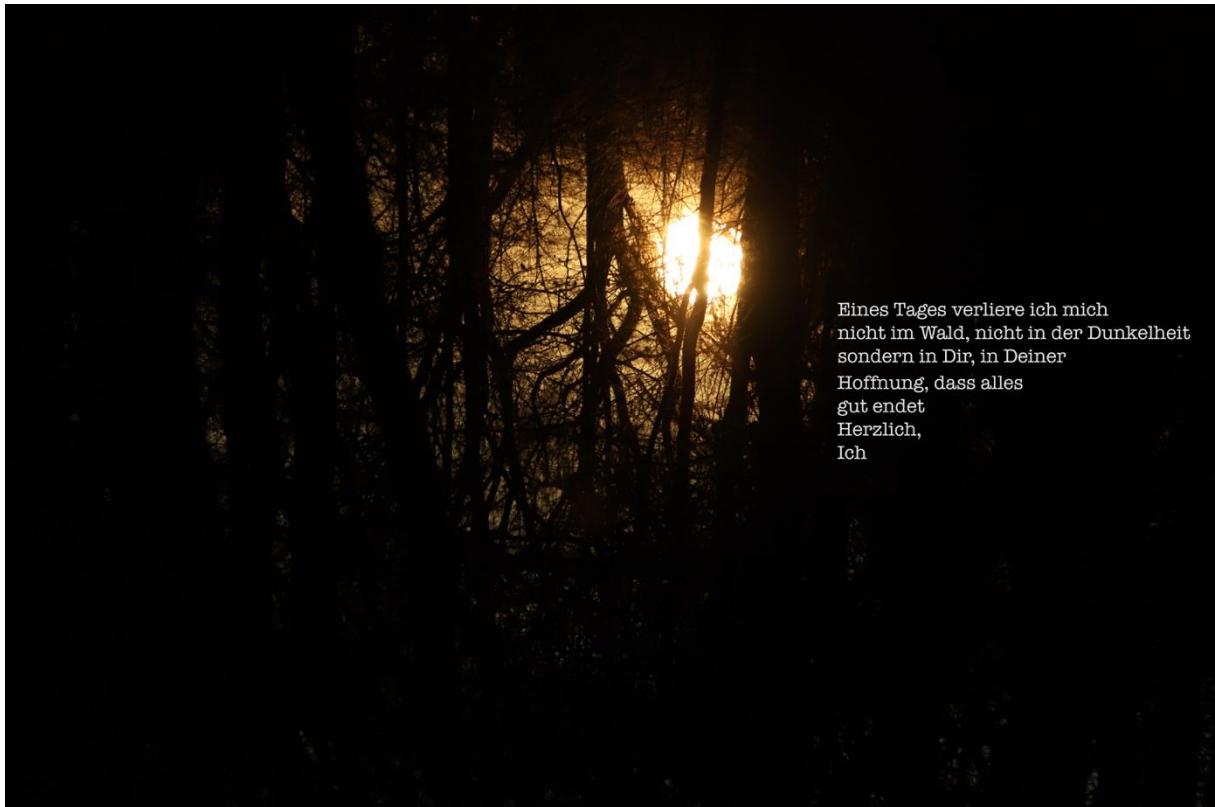
Sondern in Dir, in Deiner

Hoffnung, dass alles

Gut endet

Herzlich,

Ich



Eines Tages verliere ich mich
nicht im Wald, nicht in der Dunkelheit
sondern in Dir, in Deiner
Hoffnung, dass alles
gut endet
Herzlich,
Ich